

Prolog

09.08.2002, Decin/Tschechien

Die Elbe hatte sich nach tagelangen schweren Regenfällen in ein reißendes Gewässer verwandelt. Am westlichen Ufer konnte man die Bahnstrecke zwischen Prag und Dresden, die sich über viele Kilometer direkt am Fluss entlang zog, im Wasserdunst nur erahnen.

Zwei Männer fuhren auf der gerade noch befahrbaren Nationalstraße zwischen dem nordböhmischen Decin und dem sächsischen Bad Schandau am Ostufer der Elbe Richtung Grenze.

Sie hatten sich im Wetterchaos des 9. August in dieser frühen Nachmittagsstunde auf den Weg gemacht. Ihr Kombi vom Typ Skoda Octavia trug an beiden Seiten die Aufschrift *Hasici*, das tschechische Wort für Feuerwehr.

Die Insassen trugen Regenschutzjacken des Feuerwehr-Rettungskorps. So bestand für einen Beobachter keinerlei Anlass, an den lauterer Absichten der etwa fünfunddreißig und fünfzig Jahre alten Männer zu zweifeln.

Die Straßensperre am Marktplatz von Decin ließen sie ohne Probleme hinter sich, das Fahrzeug und die Jacken wirkten wie ein Passierschein. Kein Mensch kam auf die Idee, eine Durchsuchung des Autos und des Kofferraums vorzunehmen.

Der jüngere der beiden Männer sah missbilligend aus dem Autofenster.

„Ein absolutes Mistwetter, der Regen steht aber so richtig in den Bergen drin. Bei diesem Wetter jagt man keinen Hund vor die Tür.“

„So soll es sein. Für uns eine hervorragende Gelegenheit unseren Auftrag sauber zu erledigen, mein Lieber.“

Sie passierten eine verlassene deutsche Kirche und

den Elbhafen mit seinen Lagerhäusern, Schrotthaufen und Kränen aus weißrussischer Produktion. Einige Binnenschiffe lagen angedockt am Kai, der Ladebetrieb war wegen der Unwetterwarnungen eingestellt worden.

Ihr Ziel lag etwa zwei Kilometer vom Hafen entfernt links an einem Hang direkt an der Elbe. Es handelte sich um ein Einfamilienhaus, von dem nur Giebel und Dach das Niveau der ansteigenden Straße überragten. Eine rote Leuchtreklame mit Herzchen und der Name *Na Venusa* ließen keine Zweifel darüber aufkommen, wie das Objekt genutzt wurde.

Vor einigen Jahren hatte der ältere der beiden diese Strecke schon einmal genommen, um das rege Treiben im Grenzgebiet zu Deutschland selbst in Augenschein zu nehmen. Er hatte damals die Straße verlassen und war einen kurzen, schmalen Weg entlang zu einem asphaltierten Parkplatz direkt am Gebäude etwa fünf Meter oberhalb des Flusses gefahren.

Hier stellte er sein Fahrzeug ab, warf einen kurzen Blick auf die Elbe und betätigte die Klingel an der Eingangstür. Kurze Momente später spürte er förmlich den Blick durch den Türspion und es öffnete sich eine Klappe in der Tür. Hell blondiertes Haar und ein grellrot geschminkter Mund wurden sichtbar.

Ein kurzer prüfender Blick auf den Besucher und er durfte in eine Art Vorraum eintreten. Ein reiferes Semester mit wogendem Busen führte ihn durch einen kleinen Flur in ein rechts abgehendes Zimmer. In diesem Raum befand sich eine schön verspiegelte Bar samt Barmann, das Ambiente jedenfalls machte einen gepflegten und angenehmen Eindruck.

„Was können wir für dich tun, mein Schatz?“, flüsterte ihm die üppige Blondine ins Ohr.

„Ich hätte gern ein wenig Entspannung“, antwortete er grinsend, „ein wenig spezieller als die schnellen 08/15-Nummern. Ich bevorzuge junge, sehr junge Damen, wenn wir uns verstehen.“

Die Blondine lächelte ihn an. „Ich denke, dass wir deinen Wunsch erfüllen können, mein Schatz.“ Zum Barman gewandt sagte sie: „Hol die Hühner herunter!“

Kurze Augenblicke später standen drei blutjunge Sinti- oder Roma Mädchen vor ihm, die er lüstern beäugte.

Zwei der Mädchen, vermutlich nicht älter als zehn oder zwölf Jahre, waren ihm in den nächsten zwei Stunden für kleines Geld in einem der *Séparées* zu Diensten.

Diesem ersten Besuch folgten viele weitere, denn das Personal des *Na Venusa* erfüllte seine speziellen Bedürfnisse. Er hatte eine Vorliebe für südländisch aussehende Mädchen. Die Mädchen stammten zwar überwiegend aus Moldawien oder aus Südosteuropa und waren der Landessprache nicht mächtig, aber das focht ihn nicht an. Er fuhr nicht zum Reden nach Decin. Das Telefon klingelte nach seinem ersten Besuch in regelmäßigen Abständen und man informierte ihn, immer wenn ein Wechsel beim Servicepersonal erfolgt war.

Heute aber hatte er schon weit vor seiner erwarteten Ankunft ein Telefongespräch mit dem *Na Venusa* geführt.

„Was kann ich für Sie tun?“, hatte sich der Barman gemeldet.

„Wir sind jetzt unterwegs. Sorge wie abgesprochen dafür, dass die Mädels für ein paar Stunden zu einem kleinen Betriebsausflug verschwinden. Wir werden in ungefähr einer Stunde am Haus sein und möchten dann niemanden mehr sehen. Haben wir uns verstanden?“

„Okay, okay, alles klar!“

Sein Boss hatte den Barman auf diesen Anruf vorbe-

reitet. Er legte den Hörer auf, stürmte die Treppe hinauf und riss jede der vier Türen zu den Zimmern auf. Sein unmissverständlicher Kommandoton duldete schon durch seine Intonation keinen Widerspruch. „Dawai, Dawai!“

Diese gebellten Kommandos waren für die zwei blutungen Moldawierinnen und die beiden rumänischen Sinti-Mädchen so unzweideutig, dass die Mädels ein paar Sachen griffen und mit schnellen Schritten halbnackt die Treppe hinunterliefen. Der Barmann stand am Fuß der Treppe und deutete Schläge an, wenn das Verlassen des *Na Venusa* nicht rasch über die Bühne gehen würde. Die Mädchen rannten durch den Regen zu einem Skoda Octavia mit abgedunkelten Fenstern. Die Türen waren zum Einstieg schon geöffnet. Nachdem alles zur Abfahrt bereit war, setzte sich der Octavia sofort in Bewegung und verließ mit quietschen Reifen die unwirtliche Stätte in Richtung Teplice.

Etwa vierzig Minuten später traf der Kombi mit den beiden Männern am nun leeren Etablissement ein. Auf den letzten Kilometern waren ihnen Einsatzfahrzeuge mit deutschen Kennzeichen entgegengekommen. Es war keineswegs ungewöhnlich, dass sich Fahrzeuge mit Angehörigen paramilitärischer Einheiten aus Deutschland und Tschechien in den Grenzgebieten aufhielten. In Krisenzeiten wie dieser waren grenzüberschreitende gemeinsame Hilfeleistungen an der Tagesordnung, sogar die Bürokratie sah davon ab, dass sich Angehörige des anderen Staates erst eine formale Bewilligung für ihren Einsatz beschaffen mussten.

Den beiden Männern in Uniformjacken der tschechischen Feuerwehr waren diese Formalitäten völlig egal. Der Ältere bedauerte es allerdings zutiefst, dass es bei diesem Besuch nur darum ging, sich der Fracht im Ge-

päckraum des Skoda zu entledigen. Keine Chance, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Der Jüngere am Steuer bugsierte das Fahrzeug geschickt mit dem Heck bis einen Meter vor die Abbruchkante zur Elbe. Sie öffneten die Heckklappe, ließen die Abdeckung des Kofferraums zurückschnappen und entnahmen der Ladefläche einen ungefähr zwei Meter langen, in dunkelgraue Plastikplanen eingewickelten Gegenstand. Die Plastikplanen schlotterten um das Objekt, sollten offensichtlich nur die Neugier möglicher Beobachter irreführen. Aber auch ein ungeübter Beobachter hätte blitzschnell erkennen können, dass es sich dabei um einen menschlichen Korpus handelte.

Die Männer gingen ausgesprochen ruhig und gelassen zu Werke. Sie waren sich sicher, unbeobachtet zu agieren. Weit und breit keine Besiedlung, die Elbe floss auf einer Strecke von mehr als zwei Kilometern durch eine kleine Schlucht und der Einschnitt hatte an dieser Stelle den Namen *Elbe Canyon* erhalten.

Der Ältere gab ein leises Kommando und schon schulterten sie das bewegungslose menschliche Paket, trugen es an den Rand des Felsvorsprungs und entledigten sich mit einem weiteren Kommando ihrer Fracht. Das Paket fiel taumelnd etwa fünf Meter tief in die reißende Elbe.

Es war fast so, als ob sich der Fluss über den neuen Fraß, der ihm übergeben worden war, freute. Die Elbe sog den verpackten Körper auf, wirbelte ihn unter Wasser wie ein Spielzeug herum und fing bereits auf den ersten Metern an, die Verpackung zu zerlegen. Das dunkelgraue Paket tauchte noch ein oder zwei Mal aus den gurgelnden Wellen auf und verschwand danach auf Nimmerwiedersehen in Richtung Deutschland.

Die Männer stiegen wieder in ihren Wagen und passierten die Kontrollen bei der Ausfahrt aus den Hochwas-

sergebieten ebenso ungestört wie sie hineingekommen waren.

Ihr Ziel war ein entlegener, halb verfallener Dreiseithof, ein Relikt aus der Zeit der deutschen Besiedlung dieser Gegend.

Die Männer übergossen das Fahrzeug mit Benzin und warfen die Uniformjacken des Zivilschutzes auf den Rücksitz des Fahrzeugs, um auch diese Spur zu vernichten. Vor dem verfallenen Hof wartete bereits ein unauffälliger VW-Golf mit tschechischem Kennzeichen, der die beiden nach erledigter Arbeit aufnahm und mit ihnen in Richtung Prag davonfuhr.

Die Elbe vergnügte sich unterdessen mit dem ihr anvertrauten Paket, schleuderte es hin und her, tauchte es unter, ließ es wieder auftauchen, verpasste ihm den einen oder anderen Stoß; es war als ob der Fluss wissen wollte, was sich in diesem merkwürdigen Bündel verbarg.

Als der erste Riss in der Plastikummhüllung, erst ganz fein und dann immer größer, entstanden war, gab es kein Halten mehr für das Element.

Der sorgsam verpackte Leichnam wurde im wilden Spiel des reißenden Flusses fast vollständig von seiner Plastikhaut befreit und zum Vorschein kam ein in einen feinen dunkelblauen Anzug mit passender Weste, weißen Hemd und Krawatte gewandeter, etwa fünfzigjähriger, männlicher Körper. Die tosende Jagd ging weiter und führte dazu, dass dem Toten durch herumrasende Baumstämme und Paletten die Extremitäten an mehreren Stellen zerschmettert wurden. Der Körper verfang sich in einem Geflecht aus Zäunen, Ästen und Möbeln an einer Brücke, wurde am Brustkorb von einem mitgerissenen Motorrad schwer getroffen und, bevor sich dieser Biberdamm auflöste, traf ihn ein Geschoss in Form eines Kant-

holzes schwer am Schädel. Als sich die Blockade an den Brückenpfeiler auf wundersame, zufällige Weise auflöste, schien es, als ob der Fluss nun genug mit dem Körper gespielt hatte.

Eine der Verwirbelungen führte dazu, dass der Leichnam aus dem reißenden Strudel entkam und in die ruhigeren Uferbereiche getrieben wurde. Hier wurde er von einer folgenden Flutwelle aufgenommen und noch einige hundert Meter am Uferbereich entlang, mitgetragen, bis er sich endgültig in einem Gewirr von Ästen verhedderte.

Zuvor ...

28.08.2000,

11.00 Uhr, Stendal, Plattenbau

„Murmel kommt!“

Hermann Weber hörte die Stimme seines Freundes Jürgen Schulze im Treppenhaus des elfgeschossigen Plattenbaus

Das zweite Geräusch, das Hermann nur bei größter Konzentration durch die geschlossene Wohnungstür einer Erdgeschosswohnung vernehmen konnte, war ein leichtes *Pling*. Ganz so als ob jemand mit einem Metallstück einen ganz leichten Schlag auf ein zweites Metallstück vornehmen würde. Allein die Tatsache, dass Hermann dieses Geräusch wahrgenommen hatte, hätte ihm deutlich machen können, was passieren würde.

Die Freunde hatten in einer Bierlaune ein kleines Experiment verabredet, das Hermann – dem Plattenbau-unerfahrenen Wessi – zeigen sollte, warum in der Platte nichts verborgen bleiben konnte, warum die Bewohner, ob sie wollten oder nicht, mehr Ohren- als Augenzeugen des sozialen Miteinanders in ihren ach so modernen Neubauten werden mussten. Böse Zungen aus dem Westen hatten die Plattenbauweise im Osten als real gewordenen Traum realsozialistischer Karnickelzüchter verspottet.

Die Bewohner dieser vermeintlichen Karnickelställe schätzten sich dagegen glücklich, fließend Warmwasser zu genießen, in hellen Wohnungen statt in dunklen Altbauten zu leben und dafür nur geringe Mieten bezahlen zu müssen. Schulze schlug vor, das Experiment in jenem Wohnblock zu machen, in dem bis vor zwei Jahren seine verstorbenen Schwiegereltern Rudolf und Edith Rothgänger gelebt hatten.

„Ich kenne dort noch den einen oder anderen Mieter.

Edgar Busche, ein Freund meiner Schwiegereltern, wird uns seine Parterrewohnung bestimmt zur Verfügung stellen.“

Gesagt, getan. Einen Tag später standen beide in der Wohnung Busches im Erdgeschoss. Während Schulze mit dem Fahrstuhl in den 11. Stock dieses Betonklotzes fuhr blieb Hermann mit Edgar Busche in dessen Wohnung. Schulze, der schon oben am Treppenabsatz stand, nahm eine Glasmurmeln aus seiner Hosentasche und gab dieser einen kleinen Stoß, sodass sie auf der obersten Treppenstufe Fahrt aufnahm und sich in Richtung Erdgeschoss auf den Weg machte. Je mehr Schwung die Murmel aufnahm, desto unterschiedlichere Geräusche wurden von ihr ausgelöst. Wie ein Flummi sprang die Murmel von Treppenstufen gegen Betonwände, wurde weiter geschleudert gegen Metallgeländer, traf eine metallene Fahrstuhltür, dröhnte gegen die ein oder andere Wohnungstür und wurde von den zunehmenden Schwingungen ins Erdgeschoss getragen, wo sie mit lautem Knall gegen die Eingangstür des Wohnblocks knallte.

Schulze erschien wenige Momente später in der Tür zur Testwohnung und blickte triumphierend auf seinen westdeutschen Freund.

„Na, überzeugt?“

„Das kann man wohl sagen“, entgegnete Hermann, „Es ist unvorstellbar wie hellhörig diese Plattenbauten sind.“

Schulze nickte und ergänzte: „Und trotzdem war es für den normalen DDR-Bürger das absolute Non-Plus-Ultra eine dieser Neubauwohnungen zu ergattern.“

„Diesen Widerspruch zu dem, was ich soeben erlebt habe, musst du auflösen“, forderte Hermann ihn auf. „Denk nur mal an Kohleschuppen und das Kohleschleppen.“

Hermann konnte sich gut an die Haufen vor den Altbauten erinnern, die er das eine oder andere Mal bei sei-

nen Besuchen im Osten auf den Fußwegen hatte liegen sehen.

„Diese Haufen vor der Tür waren immer eine Herausforderung für die Hausgemeinschaften und die Passanten“, stellte Schulze ob der Doppeldeutigkeit grinsend fest. „Die Kohlen zu schippen oder zu schleppen war sozusagen alternativlos. Weder für die Hausgemeinschaften noch für die Malocher, die die Kohlen geliefert hatten. Das waren oft genug Knackis, die selbst in unserem Arbeiterparadies keine andere Arbeit bekommen hatten.“

„War es nicht möglich, die Knackis zu motivieren ...“, Hermann machte die weltweit bekannte Bewegung für Geld zwischen Zeigefinger und Daumen, „die Kohlen direkt ins Haus und in die Wohnungen zu schaffen?“

„Na klar war das möglich, wenn die Hausgemeinschaft bereit war, dafür zu zahlen, absolut kein Problem. Die Knackis waren dankbar für jede Zusatzeinnahme in bar und am Staat vorbei.“ Er unterbrach seine Gedanken an längst vergangene Zeiten. „Wir haben meine Schwiegereltern gern in der Platte untergebracht. Allein schon der Fahrstuhl war eine ungeheure Erleichterung für die alten Herrschaften und auch für uns. Und das alles für 'nen Appel und 'nen Ei, es sind reichlich Subventionen in den modernen Wohnungsbau geflossen, aber für die Menschen war es gut.“

„Okay, ich verstehe, da waren Lärm und Hellhörigkeit wirklich die kleineren Übel.“

„Na ja, wie man es nimmt. Die Probleme mit dem ABV waren schon nicht ohne.“

„Mit wem?“, unterbrach Hermann ihn.

„Mit dem ABV, dem Abschnittsbevollmächtigten der Volkspolizei. Bei den Nazis nannte man diese Herrschaften Blockwarte, die in alles ihre Nase reinsteckten und den Gestank schon witterten, bevor er entstehen konnte.“

„Aber warum hattet Ihr Probleme mit dem Blockwart?“

„Die Hellhörigkeit habe ich dir gerade demonstriert. Nun stell dir aber einmal vor, man veranstaltet eine Feier, auf der es etwas geräuschvoller zugeht.“

„Ja und, man kann sich doch mit der Nachbarschaft einigen.“

„Das schon. Damit hatten wir auch keinen Ärger. Ärger gab es mit dem ABV, denn mein Schwiegervater Rudolf Rothgänger neigte dazu, bei steigendem Alkoholpegel in seine Kiste mit dem altdeutschen Liedgut zu greifen und Nazilieder grölend durch die Wohnung zu paradieren.“

„Oh je, ich ahne, was dann passiert ist.“

„Nein, ich denke nicht, dass du dir das vorstellen kannst, es wird nämlich noch verrückter.“ Schulze schien sich im Nachgang richtig zu amüsieren. „In jeder dieser Wohnungen, wirklich in jeder, stand eine zwei bis drei Meter lange Schrankwand, so auch bei meinen Schwiegereltern.“

Hermann konnte mit dieser banalen Feststellung erst einmal nichts anfangen, denn westdeutsche Wohnzimmer waren von Otto Normalverbraucher ebenso durch ein derartiges Möbel verunziert worden.

Spannend wurde es, als Schulze fortfuhr: „Auf dieser Schrankwand meiner Schwiegereltern stand eine Hutschachtel. Mein Schwiegervater stieg immer, wenn er genug intus hatte, auf einen kleinen Schemel. Wir waren immer in Sorge, dass er irgendwann einmal mit seinem angesoffenen Kopf vom Hocker fallen und sich die Haxen brechen würde.“ Er drehte sich zu der Schrankwand in Edgar Busches Wohnung. „Der alte Herr hat die Hutschachtel vom Schrank heruntergenommen, ist vom Hocker mehr oder weniger schwankend herabgestiegen, hat die Hutschachtel geöffnet, einen Wanderhut rausgenommen, hat ihn sich aufgesetzt und ist danach noch lauter grölend im Stehschritt durch die Wohnung marschiert.“

„Warum hat ihn dieser Hut denn so in Wallung versetzt?“ fragte Hermann stirnrunzelnd.

„Er hat ihn von seinem ersten Besuch im Westen als Rentner als Souvenir mitgebracht. Er war im Oktober 77 auf einer Geburtstagsfeier in Burgdorf bei Hannover, dort hat er ihn, glaube ich, geschenkt bekommen.“

Hermann schien weiterhin ungläubig zu schauen.

„Dieser Hut war für ihn wie eine Götze. Ein stinknormaler Wanderhut mit Gamsbart, für den neutralen Betrachter jedenfalls.“

„Wie weiland Geßlers Hut!“, meinte Hermann spontan.

Schulze reagierte nicht auf seinen Einwurf und atmete tief durch. „Wir konnten es in der Familie nicht mehr hören, wenn er im Marschschritt durch die Wohnung paradierte und immer wieder brüllte: Das ist der Hut von Herbert Kappler.“ Er sah seinen Freund an: „Hast du schon mal was von Herbert Kappler gehört?“

Hermann war wie elektrisiert. „Und ob ich was von dem ehemaligen Chef des Sicherheitsdienstes der SS in Rom gehört habe. Er ist unter sehr merkwürdigen Umständen aus italienischer Haft entkommen. Es hat eine Menge Aufregung damals gegeben. Hast du eine Ahnung in welcher Beziehung dein Schwiegervater zu Kappler stand?“ Er konnte seine Neugierde nur schwer verbergen.

„Nein, das kann ich dir nicht beantworten. Wir wissen bis heute nicht, warum mein Schwiegervater derart vernarrt in diesen alten speckigen Hut gewesen ist.“

Hermann hatte Ende der siebziger Jahre in Westberlin gelebt, studiert und war Mitglied einer linken Organisation gewesen, die ihren Platz in der Aufdeckung von Verbindungen zwischen Alt- und Neonazis und dem Staatsapparat sah. Sein konkreter Auftrag lautete, die Berliner und erreichbare DDR-Presse nach Hinweisen auf die Hintermänner dieser Flucht zu durchforsten.

Nun Stendal, die Murmel, dieser alte Hut ..., sein Jagdinstinkt war geweckt.